

FRÄNKISCHE MUNDARTDICHTUNG

Das Drucken von Mundartgedichten hat etwas Paradoxes, denn Mundartdichtung lebt vom gesprochenen, lebendigen Wort. Wesentliches kann der Druck nicht fassen. Tonfall, Melodie, die Variationsbreite der Vokale, die Differenziertheit der Konsonanten. Das Alphabet der Schriftsprache reicht nicht aus, die verschiedenen Färbungen wiederzugeben. Die Versuche der Dichter, das Gesprochene, Klingende schriftlich zu fixieren, gleichen im besten Fall den Noten einer Partitur, die nur der zum Klingen bringen kann, der mit solcher Sprachmusik intim vertraut ist. Was im Druck bleibt, ist die Besonderheit der Sprachgebärde, ihre Ausdruckskraft und Originalität. Doch auch dies erfaßt letzten Endes nur, wer die Situationsgebundenheit der Sprachgebärde kennt. Die Mundartdichtung bedarf des mündlichen Vortrags. Sie verlangt nicht nach dem stillen Leser, sondern lebt im Echo der Gemeinschaft, deren sinnfälligster Ausdruck sie ist. Der Hörer, nicht der Leser, der anteilnehmende, verstehende, mitgehende Hörer, er erst erweckt Mundartdichtung zum Leben. Darum lebt Mundartdichtung in ihrem regional begrenzten Bezirk vor allem auch in mündlicher Tradition, ähnlich wie das Volkslied, in immer neuer Abwandlung und Korrektur, je nach den Sprachbedingtheiten des Kreises, in dem sie zum Vortrag kommt. Der Dichter tritt zurück und ist oft längst vergessen, wenn die Wirkungskraft seiner Verse noch lebendig ist.

Nun verträgt die Mundart nichts weniger als Künstlichkeit. Sie lebt ja gerade aus ihrer natürlichen Selbstverständlichkeit, aus ihrem spontanen Gebrauch, echt und richtig nur dort, wo sie an ihrem rechten Orte steht. Ist nicht auch in solchem Sinne Mundartdichtung problematisch? Die künstliche Fixierung, das Herausheben aus der einfachen Rede, liegt darin nicht schon ein Stück Unnatur? Oder besser gesagt: Wenn Mundart in der Dichtung wieder zur Natur wird, dann erst ist sie gültige Aussage und überzeugende Form. Seit mehr als einem Jahrhundert ist die Flut der Mundartdichtung nicht mehr einzudämmen. Sie macht sich breit, wo man Volkstümliches und Regionales ausdrücken will. Sie erscheint überall, wo man Unterhaltsames sucht in der Drastik und Offenheit der Aussage natürlicher Dinge. Sie neigt zu karikierender Charakterisierung des Ländlich-Sittlichen, des Wurzelkräftig-Regionalen. Solche Tendenzen enthält die Masse der üblichen dilettierenden Mundartdichtung: Schnurrenhafte, Schwankhafte, bilige Wirkung, eingemischt der Spott über die bäuerliche Art, über das Begrenzte des Mundartsprechers. So wird die Ausdruckskraft der

Mundart oft mißbraucht zu billiger Wirkung. Und doch ist dies alles der Mundart eigen, die Unmittelbarkeit des kräftigen Ausdrucks, das Drastische, Zugreifende, scharf Charakterisierende. Um aber davon rechten Gebrauch zu machen, um ein wirklich echtes Charakterbild zu gestalten, das nicht bloß flüchtigen Witz herauskehrt, sondern ein Ganzes gibt, dazu bedarf es eines guten, scharfen Auges, bedarf es sicherer Beherrschung der Mundart, bedarf es schließlich und vor allem auch dichterischer Kraft. Es ist nicht so, daß einer, der es anders nicht vermag, schon zum Dichter wird, wenn er sich nur der Mundart bedient. Nur der wirkliche KÖnner wird dann in seiner Mundartdichtung alles das erkennen lassen, was die Sprachsitte seiner Heimat an kennzeichnenden Zügen aufweist. Bei ihm wird man dann, wenn er so nun sich des „Fränkischen“ bedient, auch die fränkischen Neigungen finden: Das „Dialogische“, das In-den-andern-Hineinsprechen, das Gravitative, das etwas Umständliche, das Altfränkische, das Verschmitzt-Leichte des Humors, eben alles, was man als „fränkisch“ empfindet.

Eine andere Richtung der üblichen Mundartdichtung geht aufs Gefühl und aufs Sentimentale. Das ist, was man dann so billig als Heimatdichtung bezeichnet. Gefühlsüberschwang über die schöne Heimat, Heimweh, kleine Gefühlchen individueller Art, nur rein äußerlich ins Mundartliche übersetzt, nicht aus ihr, aus ihrer Ausdruckskraft geboren, sondern in sie hineinverfälscht. Mundart als unwahre Pose — braucht es Beispiele? Denen steht das Gültige gegenüber, das wirklich echt Empfundene, das sprachlich sicher und rein Gestaltete dessen, was die Mundart an Gefühlen geben kann und nur dort, wo sie es geben kann. Kennzeichen echter Mundartdichtung ist, in welchem Maße sie das Gemäße — und nur dies! — der Mundart auszudrücken vermag.

Die deutsche Mundartdichtung hat eine lange Geschichte, auch im Fränkischen, wie es das Beispiel Nürbergs besonders deutlich macht. Seit der Zeit des Ringens um die Einheit der deutschen Hochsprache, da man die Mundart als das Untere, Ungeformte und Ungeschlachte, ja sogar als den Sprachgebrauch des Pöbels ansieht, dichtet man auch in Mundart. Im barocken Drama, wo man das Landvolk charakterisieren will, aber auch im politischen Streitgespräch der Aufklärungszeit, wo man den gesunden Mutterwitz des einfachen Mannes kennzeichnen will, wird Mundart verwendet. Sie tritt als Reiz auf in der Schäferpoesie, im ländlichen Spiel der oberen Schichten der Rokokozeit und in der Gebrauchsdiichtung der Bürgerschaft, zu Neujahr und Hochzeit usw.

Im Zeitalter Goethes, mit Sturm und Drang und Romantik, mit einem neuen Sehen und Erleben des „einfachen Lebens“, mit der Auflockerung der rationalistisch erstarrten Sprache, ist dann auch die legitime, echte, spontane, überzeugende Mundartdichtung da. Goethe selbst ist ihr Fürsprecher, ob er die alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel bespricht, die die Mundart aus der Sphäre des Lokalen und bloß Charakterisierenden herausführen ins Reich der Dichtung von Dauer, oder den Nürnberger Stadtflaschner *Johann Konrad Grübel*, der sozial und bildungsmäßig die Sphäre des einfachen Mannes nie verlassen hat.

Mit Grübel nimmt die fränkische Mundartdichtung ihren Anfang. Die Tradition des alten Meistersingerwesens und das romantische Erwachen Alt-Nürnberg wirken zusammen in seinem aus bürgerlich-handwerklichem Stolz und Selbstbehagen geschaffinem Werk. Er schafft für lange Zeit das Vorbild, das vor allem in der Nürnberger Mundartdichtung bis heute noch wirkt, aber auch andere fränkische Landschaften angeregt hat. 1798 erscheint die erste Ausgabe seiner Gedichte, die er als Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, in mündlichem Vortrag schon erprobt hatte und von denen manches schon als fliegendes Blatt verbreitet war. Die Erfahrungen und Ergebnisse des Schaffens von zwei Jahrzehnten legt der damals Zweiundsechzigjährige vor. Goethe versäumt nicht, die Ankündigung der Ausgabe der Gedichte Schiller gleich zu melden: „Er hat Sachen gemacht, von Humor und Natürlichkeit, die leicht ins reinere Deutsch zu übersetzen wären und deren sich niemand schämen dürfte.“ Und Schiller antwortet: „Ihr Nürnberger Meistersinger spricht mich wie eine Stimme aus einem ganz anderen Zeitalter an und hat mich sehr ergötzt.“ Besprechungen Goethes folgen 1798 und 1805. In letzterer gibt er eine genaue, treffende Kennzeichnung Grübels: „Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden... Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen. seine alten, großen städtischen Anstalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst Öffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstmühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter; selten ist es eine ländliche Szene, die ihn interessiert; und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut, mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu

sein... Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern Alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.“

Mit den letzten Worten Goethes ist alles gesagt, was man von echter Mundartdichtung fordern kann. Hier bei Grübel ist die Mundart ganz im Rahmen des ihr Gemäßen geblieben, nur das gegeben, was sie auszudrücken vermag, das Gemeinsame, was alle in gleicher Weise empfinden, das Gesellte und Gesellige. Kennzeichnend für Grübel ist der Witz, Scherz, die Freude am Anekdotischen, das fast „Spitzfindige“ fränkisch-städtischen Humors, aber auch die grundehrliche Besinnlichkeit und Lebenserfahrung. So nimmt die Mundartdichtung in Franken ihren Ausgangspunkt von der Stadt und bleibt zunächst auch im Bereich der bürgerlichen Welt. Keiner seiner vielen Nachfolger hat Grübel erreicht, geschweige übertroffen, aber sein Ton wirkt fruchtbar fort, auch dort in der Gegenwart, wo neue Motive sich hinzufinden und das Gemüthafte, wie das unser Gedicht von *Georg Herbolzheimer* (geboren 1895) schön zeigt, die Skala der Empfindungen bereichert.

Grübels befähigster Nachfolger war der Schneidermeister und Schauspieler *Johann Wolfgang Weikert* (1776 — 1856), der auch für dramatische Szenen die Mundart verwendete. Ähnliches versucht *Karl Meck* in seinem 1816 erschienenen Bändchen „Lustspiele und Lieder in Nürnberger Mundart“. Auch *Wilhelm Marx* (1784 — 1836), Zinngießer, Gassenhauptmann und Stadtrat, hat Grübel nachgeahmt und in kräftiger Satire einen eigenen Ton gefunden. Von den Nachfolgern Grübels seien noch genannt: Der Schneidermeister *Wilhelm Zuckerman*, dessen „Versuche in Nernberger Mundart“ 1821 erschienen, der Stecknadelmacher und Schauspieler *Valentin Wehefritz* (1790 — 1868), der sich in der Darstellung von Zeitereignissen und in der Zeichnung Nürnberger Volkstypen auszeichnet, und schließlich der Dramatiker in Nürnberger Mundart, *Johann Gottlieb*, dessen Dichtungen 1829, 1851 und 1853 erschienen. Von den Nürnbergern unseres Jahrhunderts seien hervorgehoben: *Karl Hörber* mit seinen „Pfeffernüßla“ von 1913, *Paul Riess* und *Franz Bauer*.

Rothenburger Mundartdichtung, die hier angesetzt sei, obwohl sie sich sprachlich vom Nürnbergischen stark abhebt, hat in der Sammlung „Unter der Linde“ eines Anonymus, der sich der „alte Wanderer“

nennt, einen kräftigen Ansatz und in den Gedichten von *Hans Probst* (Ausgaben 1925 und 1929) ihren Meister.

Daß, um hier noch etwas Grundsätzliches zu sagen, trotz solch bedeutsamen Anfangs mit Grübel, Franken eigentlich keine Mundartdichtung von der Reichweite eines Johann Peter Hebel, eines Klaus Groth, eines Kobell und Ludwig Thoma hat, hängt mit der Besonderheit des Fränkischen zusammen, das in seinen regionalen Mundarten so stark differenziert ist, daß die Dichter der einzelnen Sprachlandschaften nur in ihrem engeren sprachlichen Bereich wirksam sind. Es hat noch kein Dichter versucht, das Gemeinsam-Fränkische, das es in einer Reihe von Zügen zweifellos gibt, als Grundlage zu nehmen. Die starke sprachliche Differenzierung zu überbrücken, das hätte wohl eines großen Sprachmeisters bedurft, wie etwa eines *Rückert*, dessen Gedicht von der „Hochdeutschen Liebesnot“ zeigt, wie solche gesamtfränkische Mundartdichtung vielleicht aussehen würde.

Mit Rückert befinden wir uns schon in einer anderen Sprachlandschaft, die wir trotz aller Unterschiede als „nordfränkisch“ zusammenfassen, die vom Main bis zum Rennsteig reicht und in Schweinfurt, Koburg und dem alten Hennebergischen Gebiet der Mundartdichtung erschlossen wurde. Mit Schweinfurt tritt noch einmal das kleinbürgerliche Wesen einer Reichsstadt ins Blickfeld und *Karl Rimrod*, „der Schuster aus Franken“, der 1816 in Schweinfurt geboren wurde, hat mit seinen Anekdoten aus dem Volksleben und Glossierungen zeitgenössischer Ereignisse einen kräftigen Ton gefunden, auf den auch die spätere Schweinfurter „Schlachtschüssel- und Weinstubenpoesie“ abgestimmt ist.

Koburg ist mit *Fritz Hofmann* (1813 — 1888) und seinem von Klaus Groth angeregten „Koburger Quackbrünnla“ (1857) erstmals vertreten. Er pflegt fast ausschließlich das fränkische Tanzlied, die sog. „Schlumperliedla“ und dichtet in solcher Weise das Volkseigene in treuer Weise fort und gibt in seinen zahlreichen Vierzeilern das erste umfassende Bild des ländlichen Volkslebens im Koburger Land. Bei Firmenich finden sich zahlreiche anonyme Gedichte aus dem Hennebergischen, die von dem regen Mundartinteresse dieser Landschaft ebenso zeugen wie die hennebergische Mundartforschung jener Zeit, die in *Balthasar Spiess* ihren rührigsten Vertreter hatte, nachdem seinen „Beiträgen zu einem hennebergischen Idiotikon“ von 1881 schon 1793 *Wilhelm Friedrich Reinwald* mit seinem „Hennebergischen Idiotikon“ vorausgegangen war.

Der Raum Bamberg und Bayreuth hat wohl im 19. Jahrhundert manche anonyme städtische Genre-Bilder aufzuweisen, setzt aber für Bayreuth erst mit *Samuel Bachs* „Bareither Klöss“ 1906 kräftiger ein, während Bamberg in den Gedichten von *Hans Morper* erst in unserer Zeit seinen eigensten Ton findet. Bachs Tradition findet in den Bayreuther Gedichten von *Friedrich Einsiedel* („Allamagara“, 1925) ihre Fortsetzung, während das ländliche Leben dieses Raumes von *Christoph Beck* („Mei Pretzfelda Landsleut“, 1921), *Karl Hofmann* („Dehaam is dehamm“, 1938) und *Hans Glenk* („Die alte Mia“, 1938) dargestellt wird. Auch das Vogtländische sei hier erwähnt, das mit *Louis Riedel* in seinen zahlreichen Gedichtbändchen (1883 — 1911) seinen ersten Mundartdichter findet.

Der Würzburger Raum, zwischen Saale und Tauber, Steigerwald und Spessart, pflegt fast ausschließlich die Mundart der bäuerlichen Gaulandschaften. *Johann Baptist Sartorius* hatte zwar schon 1862 eine Darstellung der „Mundart der Stadt Würzburg“ mit manchen Mundartgedichtproben gegeben, nachdem vorher schon *Michael Adam Köl*, der Würzburger Universitätsprofessor aus Königshofen im Grabfeld, nach 1800 ein Glossar der Würzburger Mundart geschaffen hatte, das nur handschriftlich vorliegt, aber eine städtische Mundartdichtung ist hier nicht entstanden. Die mainfränkische Mundartdichtung lebt in ihren Anfängen geradezu aus dem Gegensatz von Stadt und Land und ihrer Begegnung. Das Thema: „Das Landvolk erlebt die Stadt“ ist bis heute ein Lieblingsmotiv geblieben. *Joseph Kram* aus Dettelbach, der Frühverstorbene (1852 — 1874) bringt mit seinen saftigen, sprachlich überaus treffsicheren Schwänken in „Kraut und Arbes“ (1874) überaus wirkungsvolle, unvergessene Bilder fränkischen Gaubauern- tums. Er hat das Beste in dieser begrenzten Art geschaffen, so oft er auch nachgeahmt wurde. In den achtziger Jahren folgt *Alois Joseph Ruckert*, der neben der pointierten Schwankgeschichte Kramscher Prägung auch besinnlichere Töne anschlägt und in seinem Buch über „Unterfränkische Mundart“ (1901) eine reichhaltige Sammlung volkstümlicher Redensarten und Sprichwörter gegeben hat. *Ernst Lutz* („Schnoka“, 1883) und *Elise Döllein* („Gedichte in unterfränkischer Mundart“, 1913) pflegen in dieser Zeit in ähnlicher Weise vor allem das Schwankhafte. Nach dem ersten Weltkrieg setzt die Mundartdichtung im mainfränkischen Raum besonders lebhaft ein. *Wilhelm Widder* hat in seinen „Landsleut“ (1902) gute Mundartprosa gegeben, *Alfred Buchner* in seinen „Unterfränkischen Dialektdichtungen“ (1923), die Mundart von Kitzingen dargestellt. Aus Kitzingen stammt auch *Hanns Rupp*, der ein sehr umfangreiches, vieltöniges Werk schuf und

den Weg zur reinen Mundartlyrik beschritt. *Ernst Luther*, der aus Gnodstadt im Ochsenfurter Gau kommt, hat, wie einst Hofmann in Koburg, den fränkischen Tanzvers fortentwickelt und ist in all seinen Gedichten besonders volksliednah geblieben. Der 1917 bei Paschendaele gefallene *Josef Dürr* aus Tauberbischofsheim, der meist in der „bädischen Mundartdichtung“ geführt wird, hat das Fränkische des unteren Taubergrundes („Schlehe und Haselnüß“, 1919) sicher getroffen. *Karl Dotter* liebt in seinen Gedichten und Verserzählungen vor allem den schwankhaften Ton in der Art eines Kram. Die vielfältigen Möglichkeiten mainfränkischer Mundartdichtung zeigt auch der erfreulich zahlreiche Nachwuchs: *Andreas Pfister* aus dem Werngrund, *Hildegard Schmachtenberger* aus Randersacker, *Willy Reichert* aus dem Steigerwald und der jüngste unter ihnen, *Engelbert Bach*, aus Kitzingen.

Das Untermainische jenseits des Spessarts, das seine Hauptpflege in Frankfurt fand, gehört sprachlich, genau genommen, nicht mehr zum Ostfränkischen, sondern zum Rheinfränkischen, doch sei Aschaffenburg mit den „Ascheberger Sprüch“ (1900) von *Gustav Trockenbrodt* erwähnt, da diese heiteren Gedichte aus dem Aschaffenburger Leben weit über ihr engeres Gebiet hinaus bekannt geworden sind.

An den Schluß dieser Betrachtung sei der Name des Dichters gestellt, der die Mundartdichtung des Würzburger Landes in unserer Zeit am eindrucksvollsten vertreten hat: der 1956 verstorbene *Nikolaus Fey*. Er, dessen Leben man als „Abenteuer der Heimat“ bezeichnen möchte, hat zwar so manches auch in Schriftdeutsch gedichtet, aber sein eigentlichstes Anliegen war die Mundart. Er hat sie sicher gehandhabt, in ihrer ganzen Ausdrucksskala stand sie ihm zur Verfügung und ein Gedicht wie „Die Gens“, in dem er die sprachliche Ausdrucksvielfalt des Fränkischen meisterhaft verwendet, zeigt das deutlich. Er hat auch das Genrechte vollendet beherrscht, aber seine Leistung liegt wohl darin, daß er darüber hinauswuchs und neben dem Heiter-Schwankhaften auch die Grundgefühle menschlichen Erlebens mundartlich zu gestalten vermochte. Bei ihm öffnen sich alle einfachen, natürlichen Verhältnisse der Mundartdichtung, weil er sie ganz aus der Mundart heraus empfindet und ihre Ausdruckskraft, klar begrenzt und voll ausgesprochen zugleich, sicher einzusetzen weiß. Er hat mit seinen gelungensten Versen die fränkische Mundart ins Reich gültiger Dichtung gehoben.

Unsere Auswahl ist begrenzt. Ihre Absicht ist, die Vielfalt der Töne sichtbar zu machen. Darum greift sie von dem Derben und Grobschlächtigen des Schwankes bis zum zartesten, lyrischen Gebilde. Auch

die Vielfalt der sprachlichen Landschaften Frankens, ihre Sonderarten, sollten aufgezeigt werden. Frühes, Vergessenes sollte wieder ins Gedächtnis gerufen, aber auch das Heutige in seiner fruchtbaren Tradition und seinen neuen Ansätzen gezeigt werden. Ehrliche Zeugnisse fränkischen Wesens sind alle Gedichte, mag ihr dichterischer Wert auch sehr verschieden sein.

Josef Dünninger